Zeitschrift: Wechselwirkung : Technik Naturwissenschaft Gesellschaft
Herausgeber: Wechselwirkung
Band: 3 (1981)
Heft: 10

Artikel: Zweifel toskanisch
Autor: Mehrtens, Herbert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-653116

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

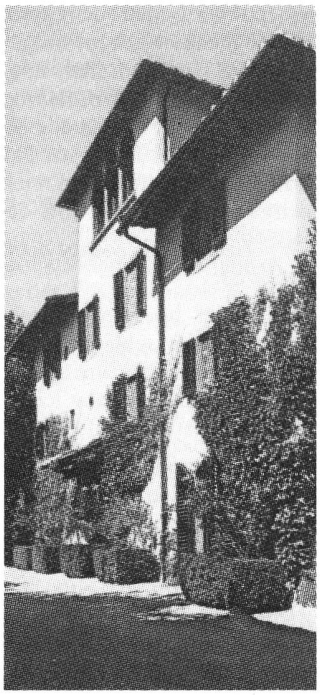
Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Villa LE BARONE

« Le Barone » — eine antikes Landhaus, alter Herrensitz der berühmten Familie Della Robbia, heute in Besitz der Visconti — ist zu einem, zauberhaften Hotel umgestaltet worden, welches alle Behaglichkeiten der modernen Technik mit dem erhalten gebliebenen Character des alten Privatbesitzes verbindet und so einem idialen Aufenthaltsort für alle diejnigen wird, die Erholung, Ruhe und Beschaulichkeit suchen.

Es liegt in der schönsten und anziehensten Gegend Italiens, zwischen den beiden berühmten Kunststädten - Florenz und Siena -, 500 m. hoch, auf einem anmutigen Hügel, eingebetter zwischen Weinbergen und Olivenhainen, in der Nähe von Golfplatz der Ugolino, mit Club House, umgeben von einem grossen Park in dem sich Restaurant und Swimming-Pool benfinden, und verteidegt die Werte der ländlichen Welt, ruft zum « menschlichen Mass-stab » zurück; zum gesunden naturverbundenen Leben, was als Kur, gegen den Stress des verkrampften städtischen Alltags, hervoragende Wirkungen hat.



Herbert Mehrtens

Zweifel toskanisch

An einem Abend in der Toscana habe ich angefangen, etwas über Wissenschaftler und Aristokratie, über mich und mein Fach, die Wissenschaftsgeschichte, zu schreiben. Es war zwischen zwei Teilen einer großen Tagung, von linken italienischen Naturwissenschaftlern organisiert mit dem Ziel, etwas über den Zusammenhang von Wissenschaft, Gesellschaft und Politik in der Zeit zwischen den Weltkriegen herauszufinden. Der erste Teil in Florenz war vorüber. Erst am Montag sollten wir in Rom sein. Wir fanden auf Anhieb keine Unterkunft und sind dann – die Finanzierung der Tagung war reichlich – in einem teuren Haus in aristokratischem Stil ‚abgestiegen', empfangen von einer etwas griesgrämigen deutschen Baronin, bewirtet mit einem köstlichen Abendessen in intimer Atmosphäre mit Kerzenschein, kleiner Karte und freundlichen dienstbaren Geistern. Die Landschaft war ideal, das Haus edel, der Swimmingpool sehr ordentlich, und auch der Lärm des Privathubschraubers von der benachbarten Villa war geradezu dezent. Kurz, die ‚Villa Le Barone' trägt ihren Namen zu recht. Am Abend dann ein Gang durch die duftenden sanften Hügel; die Sonne ging unter, voll und kräftig stieg der Mond hinter den Hügeln auf, das Laub der Oliven gab der Nacht einen silbrigen Ton, über den Tausende von Glühwürmchen ein goldenes Flirren warfen: eine Stimmung, die einen guten deutschen Romantiker an den Rand des Wahnsinns getrieben hätte.

Als wir dann wieder bei der Villa unter den Bäumen saßen, habe ich mich gefragt, was ich da eigentlich mache. Nicht, daß ich die Situation nicht weiterhin genossen hätte. So brutalmoralisch gehe ich nicht mit mir um. Aber es war offensichtlich, daß die nahezu aristokratischen Privilegien eines Wissenschaftlers mit internationalen Verbindungen und der politische, klar links orientierte Charakter der Tagung so ganz einfach nicht zu einer widerspruchslosen Gestalt kamen. Ich habe dann angefangen zu schreiben. Habe an Galilei gedacht, wie der sich seinen Fürsten gesucht hat, an die deutschen Forscher der wilhelminischen Zeit, die sich zum „geistigen Leibregiment des Hauses Hohenzollern" erklärten, an die innige Verbindung von Wissenschaft und Kapital, auch an die Rede von der Intelligenz als neuer Klasse. Ich habe dieses Stück nicht zu Ende geschrieben. Nicht einmal eine derart verbrämte Reflexion meines Selbstverständnisses als Wissenschaftler will mir gelingen. Ich komme zu keinen eindeutigen Schlüssen.

Ich habe Mathematik studiert. Ohne große Mühe, aber bald mit dem Gefühl, daß ich diese Art des Eremitendaseins im eigenen Hirn nicht will. Ich bin mit meinem Interesse an Menschen und Gesellschaft von der Mathematik nicht mehr weiter weggekommen, schon bei ihrer Geschichte bin ich hängengeblieben. Dabei fasziniert mich die Mathematik noch immer. Es macht Spaß, den inneren Zusammenhängen einer Theorie, gerade historisch, auf die Spur zu kommen.

Zu einer linken politischen Position bin ich erst während dieser Entwicklung gekommen. Als ich in meinem ersten Semester 1968 mit die Auslieferung der Bildzeitung blockiert habe, stand neben dem Spaß an der Aktion eine eher unpolitische, moralisch-rationalistische Haltung dahinter. Die Arbeit an der Wissenschaftsgeschichte war für für mich in den folgenden Jahren immer ein Stück Selbstreflexion, Selbstaufklärung. Zunehmend deutlicher und kritischer.

Inzwischen bin ich längst nicht mehr Mathematiker, sondern Historiker, meine Positionen sind klarer, sicherer.

Diese meine Geschichte bedeutet, daß ich im historischen, wissenschaftlichen Arbeiten meine Identität geformt habe. Die Arbeit in der Wissenschaft schlicht für falsch, verderblich zu erklären, ob für mich oder allgemein, das wäre ein Bruch, der mir nicht möglich ist. Aussteigen käme für mich, sofern ich nicht rausgeworfen werde, nicht in Frage. Das ist natürlich ein Grund, meinen eigenen Urteilen gegenüber skeptisch zu sein. Ich analysiere ja das Verhalten von Wissenschaftlern. Ich weiß, wie stark die Sozialisation, die psychischen und sozialen Bindungen wirken. Ich weiß auch, daß so ein genußvolles Ereignis wie die Tagung in Italien, bei dem der Selbstwert schön bestätigt wird, solche Bindungen verfestigt. Ich habe aber auch, für mein eigenes Leben, keine überzeugende Alternative. Die Lebensformen, die ich sehe bei Leuten, von denen ich etwas halte, sind entweder nicht so weit von meiner entfernt, oder sie sind mir rational und emotional nicht so einleuchtend, daß ich sie für mich akzeptieren würde. Ich werde also nicht aussteigen.

Mein Vorteil ist natürlich, daß ich gar nicht in Naturwissenschaft oder Technik arbeite. Ich brauche mich nicht deswegen zu legitimieren. Als Historiker kann ich viel leichter behaupten, meine Arbeit sei Wissenschaft, die noch emanzipatorisch ist. Was ich allerdings langsam herausfinde, ist, daß es zwischen

jenen Wissenschaften und meiner gar keinen so großen Unterschied gibt. Der Wissenschaftsbetrieb, das System von Sozialisation, Belohnung, Zwang und Bindung ist das gleiche. Die Einbindung in die gesellschaftlichen Verhältnisse ist der Struktur nach ähnlich. Die anderen stellen im Rahmen der akademischen Produktionsgenossenschaft Gimmicks, Gadgets und „Wahrheit" her, ich bin in der Abteilung Psychohygiene und Public Relations. So kritisch eine gesellschaftswissenschaftliche oder historische Analyse auch sein mag, sie ist immer eingebunden in das System des Wissenschaftsbetriebs in dieser Gesellschaft und hat hier ihre Funktion. Manchmal kommt mir die Sache so klar vor, dann habe ich das Gefühl, es gibt kein Entrinnen. Wir vollziehen millionenfach unverstandene Rituale, entgehen nicht den Begrenzungen, die unser Funktionieren sichern. Wenn ich mal soweit bin, fehlt mir jedoch auch die politische Orientierung. Dann weiß ich keinen Ort, von dem aus sich wirkungsvoll für eine menschlichere Gesellschaft arbeiten ließe. In meinen normalen Momenten aber glaube ich, daß meine Arbeit als Wissenschaftler sinnvoll ist. Nicht, daß die historische Aufklärung die Erleuchtung bringen könnte. Aber ich denke dann, daß für Studenten und für alle, die in Naturwissenschaft und Technik arbeiten, die Möglichkeit, sich in einem historischen Zusammenhang zu sehen, sehr wichtig ist. Und mir scheint, wenn ich so ganz optimistisch bin, daß mit der Wissenschaftsgeschichte zugleich ein theoretisch gestütztes Durchschauen von Zusammenhängen und ein Gefühl dafür möglich ist, daß es um Menschen geht, mit eigenen Lebenszusammenhängen, mit Wünschen, Hoffnungen und Ängsten.

Das wird auch zum Problem: In der Forschung zum deutschen Faschismus komme ich zu dem Schluß, daß eine rein ökonomistische Theorie nichts bringt. Es geht um ein ziemlich komplexes Geflecht historischer Faktoren, zu deren Analyse man unter anderem sozialpsychologische Theorie brauchte, wie ich sie nicht kenne. Und wenn ich dann mich mit einzelnen Personen auseinandersetze, dann kann ich sie „verstehen". Ich erkenne sie als Menschen, weiß, daß für sie ein anderes Verhalten kaum möglich gewesen wäre. So etwas gerät leicht „affirmativ": Die Leute heutzutage sind alle irgendwie ganz lieb und sie können nicht anders, die eindeutig bösartigen, verlogenen und die bewußten Scheuklappenträger mal ausgenommen.

Letztlich geht es dann um Moral. Es nützt gar nichts, die Wissenschaftler von 1933 moralisch zu verdammen. Wichtig ist, die eigene politische Moral zu entwickeln, die Bindungen, politisch, sozial, psychisch, zu erkennen und zu bearbeiten, die systematischen Strukturen zu durchschauen und an den richtigen Stellen zu ändern. Mit all meiner Rationalistenskepsis habe ich natürlich keine klaren Lösungen parat. Aber die Frage steht: Was soll, was kann ich fordern mit der Chance, es auf Dauer auch durchsetzen zu können, ohne Menschen zu unterdrücken, zu vergewaltigen? Ich passe mich vielfältig an, bin bereit, vieles zu akzeptieren, wenn auch nicht gerade den Kapitalismus insgesamt oder die vielbeschworene Supernorm „FDGO". Ich denke, daß ich im Wissenschaftsbetrieb mit politischen Zielen, auch mit meiner Skepsis, ganz gut umgehen kann. Ich werde mir bei meiner Arbeit über Zusammenhänge und Begründungen klar, kann sie auch vermitteln. In diesem Sinn sind Sozialwissenschaften und Geschichte schon die Anstrengung wert.

Ich glaube übrigens auch, daß ich mit der Wissenschaftsgeschichte keinen toten Hund pflege. Auch wenn wir versuchen, auf eine menschliche Gesellschaft hinzusteuern, die es schafft, das blinde Wuchern der Ökonomie und des sozialen Systems so zu lenken, daß wir innerhalb dessen bleiben, was Menschen und Natur tragen können, brauchen wir Naturwissenschaft und Technik. Sie werden anders sein müssen, ohne die traditionelle Überheblichkeit und Borniertheit, ohne die Beschränkung der Ziele auf reines Wissen und auf reines Funktionieren. Das, was die Wissenschaft als Werte ausgibt, Skepsis, Realitätsbezug, Gültigkeit, kritisches Prüfen und so fort, das werden wir weiter brauchen. Wir können nicht die Komplexität der Gesellschaft und der äußeren Natur ignorieren, wir müssen sie bewältigen. Dazu brauchen wir auch Wissenschaft. Man kann, denke ich, daran arbeiten auch, vielleicht gerade, in diesem System.

Dazu gehört dann auch das Detail des Systems: Was mich in meiner Umgebung bei der Arbeit ungeheuer stört, ist die Borniertheit und Überheblichkeit der Herren (und der wenigen Damen) in der Wissenschaft. Das drückt sich zum Beispiel im Verhalten zu den „Mitarbeitern" aus, in den vielen kleinen Trennungen zwischen dem „wissenschaftlichen" und dem „nichtwissenschaftlichen" Personal, in der gefühlslosen Ausbeutung der Arbeitskraft von Menschen, mit denen man direkt zusammensitzt, für den eigenen Erfolg, dem dann die dünne Maske des wissenschaftlichen Fortschritts übergestülpt wird. Und da erlebe ich wieder ganz unmittelbar den Zwang des Verhaltenssystems. Ich versuche, mich anders zu verhalten, auch so, daß es anderen leichter fällt, etwas an diesen Grenzen bei sich zu verändern. Aber ich sehe, daß die Effekte gering sind. Ein radikaler Versuch, andauernd und hartnäckig für die Veränderung dieser Arbeitssituation zu kämpfen, überall da, wo ich bin, das würde damit enden, daß ich eliminiert werde. Andererseits ...

Ich bin mir nicht sicher, aus welchen Gründen ich mich entscheide, dies oder das zu tun. Ich habe manchmal ein schlechtes Gewissen. Vielleicht geht meine Anpassung viel zu weit: Hin und wieder eine Tagung in Italien, ein bißchen Aristokratie, die regelmäßigen Zweifel, der Versuch, sie zu besprechen und öffentlich zu machen, die Arbeit bei der Wechselwirkung vielleicht nur, um das schlechte Gewissen zu beruhigen, dann wieder ein kleiner Orden vom Wissenschaftsbetrieb, irgendwann die Lebenszeitstelle, weiter die Zweifel und der mühsam aufrechtgehaltene Glaube an den Sinn der Wissenschaft, und weiter das Funktionieren im Betrieb. So könnte es laufen. Ganz glaube ich das nicht. Meine Entscheidungen, meine Sicherheiten, meine Zweifel und Ängste sind täglich da. Daß ich sie nicht plötzlich verlieren werde, da bin ich sicher. Ansonsten? Ich mache so weiter. Wir sollten in ein paar Jahren noch mal drüber reden.